

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 47 (1943-1944)
Heft: 13

Artikel: Auf Golgatha
Autor: Kundert, D.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-668457>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 22.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Auf Golgatha

Eine Legende von D. Kund'ert

Gewitterschwül war die Luft. Heiß brannte die Sonne auf Golgatha hernieder...

Einsam standen hier die drei Kreuze mit den armen, gequälten Wesen, verlassen, von den Menschen gemieden. Dort, hinter jenen Mauern waren sie, diese verräterischen Menschen, wohlgeborgen vor den sengenden Strahlen der Sonne. Noch vor ein paar Tagen hatten sie Jesus zugejubelt: „Hosianna, Davids Sohn, gelobet sei, der da kommt im Namen des Herrn!“ Und heute? Da haben sie geschrien: „Kreuziget, kreuziget ihn!“ Verspottet, verhöhnt haben sie ihn und zuletzt allein zurückgelassen in seiner Not und seinem Elend, in seiner Qual, allein mit den zwei Mördern. Jesus neigte sein Haupt zur Seite. Seine Wunden brannten, wie wenn Feuer seinen Körper umloderte. „Vater, vergib ihnen, denn sie wissen nicht, was sie tun“, hauchte er leise. Die ganze Grausamkeit dieser Menschen stand wieder vor seiner Seele. Niemand hielt sich mehr an ihn, alle hatten ihn verlassen. Sogar der eine Mörder, der ihm zur Seite hing, spottete noch seiner. „Vergib ihm, Vater.“ Die Wunden zuckten heftig. Unzählige Fliegen und Mücken saugten sich an ihrem Blute voll und vergrößerten die schrecklichen Qualen noch. Schmerzerfüllt hing Jesus am Kreuz. Ein tiefes Leid überfiel ihn, er seufzte tief.

Totenstille ringsum, eine grauenhafte Stille. Schwer lastete die dumpfe Luft über der Erde. Jegliches Leben schien erstickt zu sein. Doch oftmals drang ein Röcheln durch die schwere Luft, die Stille schrecklich unterbrechend. Es schwang sich hinaus über die Erde, hinauf zu Gott. Und Gott verstand es. In der Einsamkeit, zu dem verlassenen Jesus, flog ein kleines Vöglein. Es setzte sich nieder auf das Kreuz und begann eifrig nach den Scharen von Fliegen zu picken. Jesus schlug seine müden Augen auf, und beim Anblick des geschäftigen Vögeleins überflog ein dankbares Lächeln sein schmerzerfülltes Antlitz. „Mein Vater hat mich nicht verlassen“, und in seinen Augen flammte neuer Mut auf zu neuem Kampf. „Gott will es, also muß ich ertragen, was er will.“ Seine Schmerzen waren für einen Augenblick vergessen, mit freundlichem Lächeln schaute

er dem Vöglein zu. Dann aber kam es wieder plötzlich wie ein Schatten über ihn. Er fühlte alle seine Schmerzen. Sein Saumen war ausgetrocknet, und röchelnd rief er aus: „Mich dürstet!“ Da flog das Vöglein alsobald hinweg. Bei der ersten Blume, die groß und schön am Wege stand, ließ es sich nieder und fragte ganz bescheiden nach einem Tröpflein Tau. Aber die Blume hatte keinen Tau mehr, die Sonne hatte ihn längst ausgetrocknet. Da flog das Vöglein weiter, es flog von Blume zu Blume, aber keine hatte auch nur ein winziges Tröpflein. Traurig setzte es seinen Weg fort. Kein Bächlein, kein Brunnlein war zu finden, aber unaufhaltsam flog es weiter und immer weiter, über Städte und Dörfer, über Felder und Wälder, über Steppen und Wüsten. Müde von seinem langen Fluge ließ es sich endlich auf einem Baume nieder. Sein Körperchen schmerzte, seine zarten Gliedchen zuckten heftig, seine Kehle war ausgetrocknet. Vor Müdigkeit ließ es sich ins Gras hinunterfallen. Es fiel gerade neben ein kleines Blümlein, das seine Blütenblätter sorgfältig verschlossen hielt. Hoffnung loderte wieder in ihm auf wie ein heiliges Feuer, und voll Mut sprach es zu dem Blümlein: „Hast du nicht ein Tröpflein Tau?“ Und dieses antwortete: „Gewiß, heute nacht hat mir der Himmel ein Tröpflein geschenkt, klar und rein wie der Himmel selbst. Ich habe es vor den sengenden Strahlen der Sonne sorgfältig behütet, so muß ich jetzt nicht verdursten.“ „Kannst du mir dieses Tröpflein geben?“ fragte das Vöglein etwas schüchtern, „ich will es nicht für mich, sondern für einen armen Menschen, der weit weg von hier am Kreuzestamme schmachtet. Ich möchte ihm so gerne helfen.“ „Gewiß!“ rief das Blümlein, „nimm den Tropfen Tau nur, mit Freuden gebe ich ihn dir.“ Da raffte das Vöglein sich wieder auf, neuer Lebensmut strömte durch seine Adern, und alsbald flog es mit dem Tautropfen davon. In seinem Schnäbelchen behielt es ihn sorgsam auf. Das Blümlein sah ihm mit verzückten Augen nach. Es war übergelöst von Freude, denn es hatte ja einem armen Menschen geholfen. In seinem Freudenrausch merkte es gar nicht, daß neben ihm

ein kleines Englein stand, bis dieses ihm mit seinen zarten Fingern über seine Blütenwangen strich und es freundlich grüßte. Das Blumenkind kam gar nicht mehr aus der Verwunderung heraus. Solch eine Schönheit hatte es noch nie gesehen. Goldhaar umfloß ein zierliches Antlitz, aus dem wie Sterne zwei freundliche Augen blinkten. Den Körper umhüllte ein langes, rosiges Kleidchen, mit Himmelsblumen bestickt. Die Flügeln aber waren eitel Gold. In der einen Hand trug das Englein ein Rännchen. Und da hub es auf einmal zu reden an mit seiner, glockenreiner Stimme: „Weißt du, wer dieser Mensch ist, der weit weg von hier am Kreuze blutet?“ „Nein“, antwortete das Blümchen, „aber das weiß ich, daß es ein sehr armer Mensch sein muß.“ „Es ist gar kein Mensch“, spricht das Englein weiter, „der dort am Kreuze stirbt, ist viel größer, edler, reiner, als Menschen sind. Es ist Gottes Sohn.“ Bei diesen Worten füllte es den Kelch des Blümleins wieder voll kristallklaren Himmelswassers und verschwand so geheimnisvoll, wie es gekommen war. Das Blümlein hatte es gar nicht bemerkt. Es hätte ja so vieles zu fragen gehabt, ach, so vieles. — — —

Das Vöglein aber flog und flog, bis es endlich müde und matt wieder auf Golgatha ankam. Mit seinen letzten Kräften schwang es sich auf das Kreuz, ganz dicht zu dem Munde Jesu und ließ den Tropfen Tau aus seinem Schnabel in Jesu Mund gleiten. Da öffnete der sterbende Christus noch einmal seine Augen, ein dankbares Lächeln trat in seine Züge. Das Vöglein konnte dies nicht mehr sehen. Dicht an den Kopf Jesu angeschmiegt war es gestorben. — — —

Da wurde es mit einem Male finster. Schwarze Wolken traten vor die Sonne. Blicke zuckten. Unheimlich rollte der Donner. Im grellen Lichte des Blickes wuchsen die drei schwarzen Kreuze empor, unheimlich, schauerlich. Doch plötzlich teilten sich die Wolken, und in des Himmels Klarheit und Herrlichkeit fuhr Gott hernieder auf Golgatha. Er strich mit seiner Hand über das dornengekrönte Haupt seines lieben Sohnes. Dann nahm er das Vöglein in seine hohle Hand und fuhr mit ihm auf in den Himmel. Nur einen Augenblick sah man die Herrlichkeit Gottes; die Wolken schlossen sich wieder, und heulend fegte der Sturm über die Erde. — — —

Der trotzigste Musikus

Skizze von Ernst Kurt Baer

Johann Sebastian stieg die Treppe hinauf und betrat die „Komponierstube“, wie das Zimmer im Familienkreise mit gewisser Scheu genannt wurde. Er trug die kleidsame, weimarische Husarentracht des Jahres 1717. Achtlos warf er nun Rock und Dolman von sich und zog eine bequeme Hausjacke an. Unmutig schien er, als er sich an das Cembalo setzte und wie gewohnheitsmäßig ein paar Tasten anschlug. Es waren Takte aus der unlängst vollendeten Phantasie in G-Moll. Die Stirn glättete sich. Ein neues Thema flog auf, und bald war er mitten drin im Neuland der Töne.

Er merkte nicht, daß die Tür leise geöffnet wurde und Frau Maria Barbara auf Zehenspitzen hereintrat. Still gegen den Pfosten gelehnt, verfolgte sie mit feinem Ohr die musikalische

Sprache, die sie vorzüglich verstand. Kein großes Wunder, denn als Tochter des berühmten Organisten zu Gehren war sie ja selber eine geborene Bach. Aber plötzlich zuckte sie doch heftig zusammen.

Mit einem krachenden Forte hatte Sebastian sein Spiel unterbrochen und war aufgesprungen. „Ich will und werde meine Entlassung erzwingen!“ sagte er laut vor sich hin.

„Aber Bastel!“ Maria Barbara eilte besorgt an seine Seite.

„Du? — Ich habe dich nicht gehört.“

„Sobiel ich aus deinem Spiel vernahm, hattest du Arger.“

Er lehnte sich zurück. „Es ist affurats wie die Bibel sagt: Niemand kann zweien Herren dienen! — Ich habe nun deren drei. Dem Herzog vom